

Ohne Deutsch kein Deutschunterricht

Wie viel weiß die Schule von der Grammatik? Erbärmlich wenig, wie eine Bamberger Tagung beweist

„Deutschunterricht am Gymnasium – Was kann die Sprachwissenschaft leisten?“, fragte eine Tagung, die am vergangenen Wochenende an der Universität Bamberg stattfand. Der Titel setzte voraus, dass es um einiges mehr sein könnte und dass es mit dem Verhältnis von Schule und Uni in diesem Punkt nicht zum Besten steht. Anna Gehrig aus Bamberg führte Beispiele aus gängigen Schulbüchern vor, wobei sie sich auf Erklärungen zu den Wortarten beschränkte. Und wenn sie sich auch zurückhaltend äußerte, ihr Befund war verheerend. Ein Substantiv ist in diesen Büchern etwas, das man anfassen kann, es kann aber auch einen „Zustand“ bezeichnen. Eiden aber auch ein Verb. . . Ungeschickte, unvollständige, widersprüchliche, auch schlicht falsche Informationen ließen den Zuhörer staunen, was denn eigentlich die Fachdidaktik so treibt und ob sie die Erkenntnisse der Sprachwissenschaft grundsätzlich ignoriert. Ja, war zu erfahren, das Verhältnis der beiden sei traditionell schlecht. Das ist eine beunruhigende Nachricht, denn auf die Vermittlungsleistung der Didaktik kommt es an.

Viel liegt auch an den Lehrplänen. Gerne bringen sie die deutsche Grammatik in den Klassen fünf bis sieben, einer Altersstufe also, in der (worüber weithin Einigen genügend ausgereift ist. Dann war Bereich schon „dran“ und braucht der Abitur nicht mehr gründlich beigegeben werden. Durch das Abitur selbst

kommt man ganz gut ohne entsprechende Kenntnisse, indem man sich zum Beispiel eine Gedichtinterpretation aussucht, die scheinbar keine theoretischen Sprachkenntnisse erfordert. Eine Lehrerin im Publikum berichtete, nach so vielen Jahren schulischer Erfahrung immer noch ungläubig, dass grammatisches Wissen, so oft man es auch wiederholt, bei den Schülern schlechterdings nicht „haftet“; bei Phänomenen wie etwa dem Partizip sei einfach keine Einsicht zu erreichen. Das, so wurde ihr ebenfalls aus dem Publikum erwidert, sei nicht ganz so rätselhaft wie es klingt, wenn Schule und Lehrer vereint den Schülern zu verstehen gäben, es komme nicht so drauf an und zähle wenig bei den Noten.

Wer „Kompetenzen“ vermitteln will, lässt die Schüler mit leeren Händen zurück

Überhaupt war dies in erfreulichem Maß eine Veranstaltung des Publikums, der Lehrer vor allem, die an der vordersten Sprachfront kämpfen und sich in Bamberg Rat erhofften. Die Diskussionen waren lebhaft, immer anregend und häufig so konrovers, dass man ahnte: Die präsentierten Schülertexte könnten, je nach Lehrer, sehr verschiedene Notenschicksale erleiden. Welche Handhabung kann die Sprachwissenschaft für die Korrekturpraxis der schulischen Schreibaufgaben bieten? Und welche Schreibaufgaben sollte man den Schülern stellen? „Lebensnahe“, das hört sich

erst mal gut an. Alexander Wurst, Referent daraus München, hatte seine Klasse aufgefordert, den Tagebuch-Eintrag der Heldin einer Schullektüre zu verfassen, und stellte Schichten der möglichen Verbesserungsvorschläge vor, auf allen Ebenen, von der orthographischen und syntaktischen bis zur logisch-argumentativen. Sogleich stieß er auf Widerspruch: Wenn in irgendeiner Textsorte die gedankliche Sprunghaftigkeit ihren legitimen Ort hätte, dann ja wohl im Tagebuch eines vierzehnjährigen Mädchens! Was das für ein Retorten-Tagebuch sei, das er da im Sinn habe? Ein Pragmatiker meldete sich zu Wort: Er würde die Klasse ja auch gern mal einen Liebesbrief schreiben lassen – „aber wozu? Um den Konjunktiv einzuüben?“

Die Schüler irren, aber sie haben dafür meistens gute Gründe

Eine Teilnehmerin berichtete von einem Experiment: Sie hatte einen Text verfasst und bat Kollegen um dessen Korrektur; 22 potenzielle sprachliche Fehler hatte sie eingebaut. Die Kollegen fanden 56. Fühlten sie sich also zu sicher oder zu unsicher bei ihrer Arbeit? Möglicherweise beides zugleich. Ausbaden müssen es in jedem Fall die Schüler. Und generell misstraute man den angesagten „Kompetenzen“, die überall und immer die Inhalte zurückdrängten und die Schüler zuletzt mit nichts in der Hand ins Leben entließen. Sofern sie sich zum Studium der Germanistik und des Lehramts Deutsch entschließen, muss an der Uni wieder bei Null angefangen werden, stillschweigend – denn wer mag schon offiziell die allgemeine Hochschulreife in Zweifel ziehen?

Zwei Kernfragen schälten sich heraus. Erstens, wie viel und welche Linguistik sollte Schulstoff werden? Es zeigte sich, dass man, sofern es einem am Herzen liegt, so ziemlich von jeder Seite ins Zentrum der dringend erforderlichen Sprachreflexion gelangen kann. Christa Dürscheid aus Zürich demonstrierte das für die Schreiblinguistik, und Sven Staffeldt und Christine Ott aus Würzburg in einem rasanten und witzigen Beitrag für die linguistische Pragmatik.

sagte Eisenberg, könne heute bedeutend mehr für den Unterricht tun als vor dreißig oder vierzig Jahren, weil sich in ihr der alte Gegensatz von „weicher“ und (bei Schülern wie Lehrern unbeliebter) „harter“ Linguistik aufgelöst habe zugunsten einer gelich der Fall sei; auch das alte Problem, die Setzung einer Norm gerechtfertigt ist, und wenn ja welcher, biete sich nicht mehr als scharfer Gegensatz dar. „Aber die Schüler irren!“ rief jemand dazwischen. „Aber sie haben ihre Gründe dafür!“, scholl es zurück. Eisenbergs Postulat, die Schüler sollten sich am Ende der Schulzeit im schriftlichen Ausdruck wie der Fisch im Wasser bewegen, widersprach niemand. Doch wie gelangt man dorthin?

Werner Lorenz, Lehrer aus dem unterfränkischen Hassfurt, berichtete von dem Abschiedsgeschenk, das seine Abiturklasse ihm verehrt hatte, einem Bild. Es zeigte, in einer einzigen durchgehenden Linie ausgeführt, ein vergnügt quasselndes Gesicht im Profil. Das, so erklärte der Referent, stecke er leicht weg. Aber diese Linie bestand – zweite, tiefer verborgene Botschaft – aus einem aufgeklebten roten Faden. Wenn sie den in seiner Tätigkeit zu erkennen vermochten, meinte Lorenz, so betrachte er das als schönstes Kompliment, das einem Lehrer widerfahren kann. Eine schulische Theorie und Praxis, die seit Jahrzehnten vom nicht endenden Krampf der Reformen und der Reform der Reformen erschüttelt wird, sollte

Süddeutsche Zeitung vom 10. Juli 2013